



Sonnabend, am 8. December 1838.

Dresden und Leipzig, in Commission in der Arnoldischen Buchhandlung.

Druckt in der Buchdruckerei des Verlags-Comptoirs in Grimma.

Verantw. Redacteur: C. G. Th. Winkler (Th. Hell.)

An Isabella.

1.

Du zürnest mir, Du bist mir nicht gewogen!
Hast weggewandt die unschuldsvolle Miene,
Aus deren Lilien ich, doch gleich der Biene
Der Liebe süßen Honigseim gesogen.

Du tratst sogar zurück vom Fensterbogen! —
Daß mir hienieden nie die Sonne schiene
Wenn solche Unbill ich von Dir verdiene; —
Den Vorhang gar hast Du hinabgezogen!

Du zürnest mir, hab' ich mich so vergangen?
Und doch des Lichtes Schein hat mir verrathen,
Am Vorhang Deines Engelkopfes Schatten,

Wo Du gespäht nach mir, der voll von Bangen
Hinauf zu Dir sah, schwer bestürmt von Sorgen,
Von Deinem Schatten Hoffnung noch zu borgen.

2.

Was kümmern mich die Menschen, diese kalten
Geschöpfe, nie vom Liebeshauch durchdrungen!
Seit ich nach diesem Herzen hab' gerungen
Veracht' ich diese trägen Eisgestalten!

Ihr Herz ist meine Welt, ach darin walten
Gefühle, nie gelaut von Menschenzungen,
Ach wäre mir dieß Herz, wär mir gelungen
Was keinem noch gelungen, zu erhalten!

Ach wär es mein! ach denn in diesem Herzen
Allein liegt meines Herzens Fluch und Segen,

D'rin ruhen meine Freuden — meine Schmerzen.
Dem Herzen schlägt mein Herz so heiß entgegen;
Es ist die Wiege meines Glücks auf Erden,
Schläft sie einst ein, soll es sein Sarg auch werden.

3.

Wenn Wellen stürmisch einen Rachen jagen,
Sind schwere schwarze Wolken vorgeschoben,
Wenn Blitz und Donner durch das Dunkel toben,
Die Schiffer bald im Rachen schon verzagen,

Dann wirft den Anker man mit frommen Wagen,
Späht nach den goldnen Sternenlichtern oben,
Vergebens doch! — und schaut nun, wo erhoben
Mag das Gestade Rettung kündend, ragen?

Herz! sturmgepeitschtes Schiff, wenn wirst Du finden
Den Strand? wenn glühen Dir der Rettung Sterne?
Und wenn wird endlich doch dein Anker gründen?

Wohl winkt ein Strand, doch der ist allzuferne,
Wohl glänzt ein Stern, doch nimmer Rettung kündend,
Der Anker fällt — den Boden nicht ergründend.
Cracau, 1838.

W. Constant.

Flucht des Herzogs Carl v. Guise aus dem Schlosse zu Tours.

(Schluß.)

Herr von Chastre fühlte inniges Mitleiden mit dem Zustande des Jünglings. Obgleich das Gefährvolle jenes Beginnens, über das sich der nach Freiheit ringende Liebling unbedachtsam hinaussetzte, unverschüchert vor sei-

nen Augen schwebte, so fand er sich doch im Innersten bewogen, die ganze Sache einem gütigen Geschick zu empfehlen und versprach dem Herzog, seinen Sohn, den Freiherrn v. Chastre, gegen Selles mit 60 Pferden zu senden, um daselbst eines weitem Befehles und einer genaueren Bestimmung zu harren. Hierbei unterließ er nicht, an ein glückliches Einhalten der verabredeten Zeit, als eine Hauptbedingung des glücklichen Gelingens, zu erinnern.

Nachdem der Freiherr v. Chastre d. j. nicht ohne einige Zögerung Selles erreicht, sandte der Herzog seinen Arzt und ersten Kammerdiener Tassel unverzüglich unter dem Vorwande dahin ab, als sollten demselben vom Freiherrn v. Chastre 1200 Kronen zu des Herzogs Rechnung behändigt werden; in der That lag aber diesem Praetexte die definitive Rücksprache hinsichtlich der noch nöthigen Veranstaltungen und die endliche Festsetzung der 10. Morgenstunde des künftigen Tages zur Ausführung des Wagstückes zu Grunde.

Schon die Nacht zuvor ließ der Herzog seine List spielen, um die Argusaugen seiner Wächter zu täuschen. Um die Zeit nämlich, wo seiner Vermuthung nach die Thore gesperrt zu werden pflegten, ging er aus seinem Gemache hinaus — dicht nachfolgten ihm die Hüter — und schlug arger Weise vor, er werde auf einem Fuße die Stufen, welche er eben herabgestiegen, wieder hinaufhüpfen, wobei er die Soldaten aufforderte, dasselbe mit ihm um die Wette zu thun. Der Grund dieses anscheinend kindischen Gebahrens war kein anderer, als auf diese Art das Augenmerk der Wächter zu täuschen und plötzlich etwas Unvorhergesehenes leichten Sprunges zu wagen. Aber den Knechten gelüstete nicht nach einem derlei possenhaften Wettstreite, und so sah sich Guise genöthigt, auch dieses Manoeuvre aufzugeben.

Mit beklommener Brust verfügte er sich nun in die Kapelle, warf sich auf die Knie nieder und betete inbrünstig, die Vorsicht wolle ihn ein Rettungsmittel ersinnen lassen, und seine Schritte leiten, damit er endlich dieser kummervollen Haft entinnen möge.

Neu gestärkt und ermutigt erhob er sich dann, stand einen Augenblick still um sich völlig zu sammeln, und rannte dann, auf einmal von einem Gedanken belebt und wie von geheimer Macht getrieben, hastig hinan, seiner Kerkerthür zu, riß sie auf und stürzte hindurch, seinen Wächtern, die ihm nachschrien: „Was er thun wolle?“ zurückrufend: „„die Thüre vor eurer Nase versperren.““ Jetzt gebot er zweien seiner hier harrenden Diener die Thüre fest zu schließen und nicht eher zu wei-

chen, bis sie nicht erbrochen würde, zugleich übergab er ihnen ein Schreiben an Herrn v. Ronnay des Inhalts:

„Da ich so oft freundlich um einen Urlaub bei Euch ansuchte, Ihr mir aber einen solchen nie gewährtet, so verwundert Euch nicht, wenn ich mir ihn selber nehme. Ich habe zu wenig Weile, um mich persönlich mit Euch zu verabschieden. Uebrigens hinterlasse ich Euch Herrn v. Fontain, meinen Lehrer, der — ein 80jähriger Greis freiwillig das Loos des Gefängnisses mit mir theilte, dann 2 kleine Kammerjungen und 5 meiner Diener. Laßt sie Euch sämmtlich befohlen seyn und haltet sie wohl. Dieß ist meine einzige Bitte!“

Hierauf eilte der Herzog in sein Gemach, nahm den Strick, welchen ihm den Tag zuvor sein Wäscher unter frisch gereinigten Hemden verborgen gebracht hatte, befestigte quer an selbem einen Stab, und ließ sich alsbald mit Hülfe der Seinen zum Fenster hinab.

Indessen war die Wache und die Mannschaft des Schlosses nicht unthätig geblieben. Sobald die festen Riegel jener verrammelten Thüre dem Andringen der Bewaffneten Troß boten, stürzten sie, augenblicklich einen Rettungsanschlag des Herzogs argwöhnend, nach den der Loire gegenüber liegenden Mauern und Thoren. Vier Schüsse fielen auf den am schwankenden Seile Herabgleitenden, ohne ihn jedoch zu treffen, jagten aber den oben am Fenster beschäftigten Dienern Guise's einen solchen Schrecken ein, daß sie den Strick fahren ließen, worauf der schon mehr als 80 Schuh weit Herabgelassene wohl noch über 3 Klafter tief und auf den Rücken fiel, im Sturze den Hut verlor und auf den rauhen Mauern den Rücken, die Ellenbogen und Knie zerschund. Allein die Begierde zu entfliehen ließ den Verletzten alles Schmerzes vergessen; schnell raffte er sich wieder empor, und fing auf dem von der Loire ausgeworfenen Sande fortzulaufen an.

Aber bald begann dem Fliehenden ob der Länge des Weges und der Unsicherheit des Bodens der Athem zu versagen — ihm schwanden die Kräfte, schon gab er sich verloren, da ihm rasche Verfolger unter lärmendem Geschrei nachsetzten, als er — fürwahr eine gütige Schickung! — eines Mannes gewahr wurde, der ein Roß zur Tränke ritt. Hastig ruft er diesen nun an und bittet, ihm das Thier zu geben; der Mann verweigert es — was ist zu beginnen? Im Drang der Gefahr sey das Aeußerste gewagt. Schnell reißt er seinen verborgnen Dolch hervor, schwingt ihn, erfaßt mit der Verzweiflungskraft den Reiter beim Fuße und schleudert den Verblüfften vom Pferde, wirft sich darauf in den Sattel und galoppirt von dannen.

Nicht lange sprengt er so dahin, als er seinen Kammerjungen und Joquey, dann einen Ballenbinder, die seiner mit einem Pferde harren, erblickt. Diese nun schnell zu erreichen, spornet er heftiger seinen Klepper: aber welches Erstaunen bemächtigt sich seiner, als er jene die Flucht vor ihm ergreifen sieht! Je mehr er die Kräfte seines Renners anstrengt, desto eifertiger suchen seine Leute das Weite. Glücklicher Weise blickt jetzt der Joquey zurück, erkennt den Herzog am Kleide, und hält stille. Sein Daherbrausen hatte sie einen Verrath vermuthen und in seiner Person einen verfolgenden Feind fürchten lassen, deshalb ihr versuchtes Entrinnen. Nun eines Andern überzeugt, kehren sie unverzüglich zurück, der Herzog wechselt das Ross, der Kammerjunge besteigt das müde, und so geht es wieder vorwärts.

Mittlerweile verbreitete sich in der Stadt und den Vorstädten das Gerücht, der Guise sey entflohen! Wer nur immer könne, solle ihm nachreisen, um seiner wieder habhaft zu werden. Dieser Aufruf verschlote seine Wirkung nicht. Zu Fuß und zu Ross setzten sich Verfolger in Bewegung, war doch die Beute zu köstlich und zu wichtig, als daß man ihr nicht nachgejagt hätte, und über wen brechen wohl neue Stürme lieber herein, als über den Unglücklichen? Besonders wetteiferten zwei Schottländer den Freiheitsuchenden wieder in Banden zu schlagen. Ihre flüchtigen Rosse trugen sie windschnell dem Enteilenden nach; schon waren sie ihm nah — noch ein Augenblick — und sie hätten ihn erreicht. Da warf sich dem Einen plötzlich ein rüstiger Greis mit den Worten in den Weg: „Zurück Du Schelm! was willst Du an dem armen Fürsten? Laß ihn ziehen!“ Zugleich faßte er den Zaum des Pferdes, und riß es mit kräftiger Hand zurück. Kaum ward aber der zweite vorauseilende Geselle dieses Vorganges gewahr, als er zurückkehrte, und mit einigen Schwerthieben den Unfall seines Gefährten rächte. Obgleich dieß Alles nur das Werk einiger Minuten gewesen, so kam es dem geängstigten Herzog trefflich zu Statten, zumal er indessen den Vortheil des Vorsprungs gewann. Nichts desto weniger verfolgte man ihn beharrlich, er aber stürmte plan- und ziellos in die weite Welt hinein, und überließ sich ganz dem Zufalle, daher es auch kam, daß er weder die genommenene, noch die zu nehmende Richtung beachten konnte, und des mit dem Freiherrn von Chastre verabredeten Vereinigungspunktes uneingedenk an einer völlig unbekanntem Uferstelle der Chère anlangte, sofort auch ohne Bedenken und Wahl über das Wasser setzte. Der Kammerjunge durchschwamm auf jenem geraubten Rosse den Fluß, der Joquey und Ballenbinder hingegen erreich-

ten, indem sie sich an die Schweife der Pferde hingen, das jenseitige Ufer.

Nun schien sich zwar Guise dem augenscheinlichen Verderben entrisen zu haben, aber einer peinlichen Verlegenheit, in der er sich befand, konnte er nicht entfliehen. Völlig fremd in der Gegend, die ihn umgab, ohne Rath und Leitung, wohin sollte er sich nunmehr wenden, wo die Freunde finden, in deren Armen er nun erst der Rettung ganz froh werden konnte? Ihm blieb nichts andres übrig, als aufs Gerathewohl förder zu ziehen, und so irrte er denn richt- und rathlos lange umher, bis er von 6 Reitern entdeckt wurde, die aus der Ferne auf ihn zukamen und, wie sichs endlich zeigte, alle weiße Schuhe trugen.

Man stieß bald auf einander und es erfolgte von Seiten der Weißbeschuheten ein lauter Anruf. Das auffordernde „Qui vit?“ fremder Stimmen durchschütterte den Herzog, der in den Rittern Feinde vermuthete, mit neuem Schrecken, doch, sich sammelnd und den verzweifelten Entschluß zu leben oder zu sterben fassend, erwiderte er mit einem festen: „Guise!“ Wie mußte er sich aber überrascht fühlen, als er sich erkannte und in einem Kreise von Edel-leuten sah, die von dem Freiherrn v. Chastre auf Kundschaft ausgesandt worden, und die sich ihrer weißen Fußbekleidung als Bundeszeichen bedienten.

Unter lauten Freudenbezeugungen wurde er wie im Triumphe nach dem Versammlungsorte geleitet, und von Herrn v. Chastre beglückwünscht.

Von da ging es nun gegen Selles. Auf ihrem Zuge durch Berry trafen sie mit einigem Kriegsvolke, einer Abtheilung der Besatzung von Loches, zusammen. Man hielt an und führte die Anführer vor den Herzog, der sich nach ihren Namen und ihrer Bestimmung erkundigte, sie dann aber ohne einige Beschwerde weiter ziehen ließ. Bald nahmen Selles gastliche Mauern den Herzog auf, der nun, froh einem drangvollen Irrsalle entronnen zu seyn und diesen Schutzort erreicht zu haben, durch eilige Botschaft den alten Herrn v. Chastre von seiner glücklichen Rettung und Ankunft in der genannten Stätte unterrichtete. Jetzt waren des besorglichen Freiherrn dunkle Befürchtungen, die in Guise's kühnem Vornehmen nur eine verderbliche Lockung des Mißgeschicks argwöhnten, hellerer Hoffnung gewichen, mit dankbarer Intention ließ er daher im Dom zu Bourges ein feierlich Te Deum absingen, und reiste alsbald dem Herzog entgegen. In Mens schloß er den fürstlichen Jüngling in seine väterlichen Arme. Von da führte er ihn über Scarron und Menün an der Eure nach Bourges, und

theilte daselbst mit ihm die Freude eines allgemeinen Willkommens.

Fragen wir die Geschichte, wie tief Heinrich von Navarra die Folgen dieser Selbstbefreiung Guise's empfunden, so rückt sie zur erfreulichen Reflexion ein freundliches Bild vor unser Auge. Wir sehen, wie kurze Zeit nachher der Herzog die Anerbietungen der Ligue, die ihn zu ihrem Oberhaupte erheben will, standhaft ausschlägt, wie er mit edlem Sinne, ja mit Entrüstung die spanischen Versuchungen zurückweist, so sehr sie ihm auch mit dem Glanze der Krone, mit dem Besitze der Infantin und einer Macht von 40,000 Mann schmeicheln, und, wie er, versöhnt, seine Hand zum treuen Vasallenbunde in des großen Heinrichs Rechte legt. — Und dieß that ein Guise! —

Salbadern.

Auch auf die Gefahr hin, daß manche Leser der Abendzeitung durch die Ueberschrift verleitet, im Voraus die Meinung fassen dürften, in diesen Zeiten nicht viel Anderes, als auch eine Salbaderei zu finden; erlaube ich mir doch noch zwei Worte über den vermeinten Ursprung dieses Wortes, wenn auch die in diesen Blättern (1835 Nr. 262) von *r aufgeführte Hypothese mehr für sich zu haben scheint, als die zwei andern früher versuchten, die hier aufgeführt werden sollen. Eine derselben erinnere ich mich vor länger als 50 Jahren in einer damals beliebten Schrift: (Hermes) Sophiens Reise von Memel und Sachsen gelesen zu haben. Zahl des Bandes und der Seite kann ich aber nicht angeben. Dieser Hypothese zu Folge gaben zur Entstehung dieses Wortes die geist- und herzlosen Predigten eines Kloster- oder Weltgeistlichen Veranlassung, welcher in jeder seiner Predigten das Wort *Salvator* unzählige Male vorgebracht haben soll. Von diesem Kanzelschwäher habe man daher gesagt: Er hat heute wieder gesalvator, oder der leichten Aussprache wegen: gesalbadert. Eine andere Hypothese findet sich in dem Berliner Gesellschafter für deutsche Sprache Nr. 1 S. 216. Dort stellt der auch als Geschichtschreiber bekannte ehemalige Oberlausitzer Gelehrte Anton dieses Wort mit den nach den Kreuzzügen angekommenen Seelenbädern in Verbindung. Bekanntlich kam durch die Kreuzzüge der Ausfuß nach Europa. Zur Heilung dieser Krankheit verordneten die Aerzte Bäder. Diese bestanden aus einem Teige von mehreren Kräutern bereitet, mit welchem die Kranken in sogenannten Badsüben von einem Bader eingerieben wurden. Damit nun auch Aermere von diesen kostspieligen Bädern Ge-

brauch machen könnten, setzten Wohlhabende in ihrem Testamente Vermächtnisse dazu aus. Da diese Testatoren der Meinung waren, daß durch solche Stiftungen ihre eigenen Seelen, die Seelen der Stifter von ihren Sünden gereinigt wurden; so nannte man solche Stiftungen vielleicht auch die Bäder selbst: Seelenbäder. Anton ist auch der Meinung, daß sich von jenen Badstiftungen nicht nur die Redensart herschrieb: Etwas ausbaden müssen, weil die, welche ein solches Stiftungsbad gebrauchten, gleichsam die von den Stiftern begangnen Sünden ausbaden sollten; sondern daß auch der Ursprung des in der Ueberschrift stehenden Wortes mit diesen Seelenbädern in Verbindung stehe. Weil nämlich die Gespräche, welche jene, ein sogenanntes Seelenbad gebrauchenden Personen führten, größtentheils geistloses Geschwätz waren; so habe man von dem Geschwätz dieser Seelbadempfänger Anlaß genommen, jede Art geistlosen Geschwätzes mit dem Ausdrucke seelbadern oder salbadern zu benennen.

D.

Miscelle von Thuringus.

Die berühmte Dacier hatte Ludwig XIV. eine ihrer Schriften gewidmet, aber sie war Protestantin; die Hofleute kannten den bigotten König, alle zuckten die Achseln, keiner wollte das Buch übergeben. Endlich nahm es der Herzog von Monpensier auf sich. „Es ist sehr unrecht,“ äußerte der König, „daß Sie Leute von der Religion unterstützen. Sie hätten dafür sorgen sollen, daß mein Name gar nicht an der Spitze eines Hugenottenbuches stand und müssen jetzt den Befehl zur Wegnahme aller Exemplare geben!“ — Doch wie edelmüthig sprach jetzt der Herzog. „Auf solche Art begünstigen Sie die Wissenschaften?“ rief er: „Ich sage es Ihnen offen, daß ein König kein Frömmeler seyn darf. Der Schriftstellerin werde ich in Ihrem Namen danken und ein Geschenk von 100 Louisd'or machen. Es hängt ganz von Ew. Majestät ab, ob Sie mir solche wollen wieder erstatten oder nicht.“ — (S. Toulot, La cour et la ville etc.)

Pfennige.

Je feiner, je mehr durch Kunst erzogen und herangebildet das Obst ist, desto weniger und desto minder fruchtbare Kerne pflegt es zu haben. Sonderbar trifft das ein bei unseren Frauen. Die Frauen der höheren und gebildeteren Stände pflegen meist weniger und schwächlichere Kinder zu haben als die der niedern.

H. P. Trottreiter.